Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 10

Artikel: Zwischen den Klassen : ein Schriftsteller wird Bergarbeiter
Autor: Glauser, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065291

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwischen den Klassen

Ein Schriftsteller wird Bergarbeiter

Von Fr. Glauser. Illustration von H. Laubi

Der Grubeningenieur, bei dem ich mich in Charleroy melde, ist ein wenig erstaunt, da er in meinem Pass als Beruf « Journalist » angegeben findet. Was ich denn in einem Bergwerk wolle, frägt er und zieht die spärlichen Augen-

brauen in die Stirn. Ich erkläre ihm, dass ich nur noch fünf Franken besitze, und dass ich doch essen müsse. Daraufhin sieht er prüfend meinen Körper an, er taxiert ihn mit den Blicken eines Rosstäuschers, der ein Pferd billig erstehen will. Und dann schickt er mich zum Grubenarzt. Dieser ist mit der Entwicklung meiner Muskeln zufrieden und gibt mir ein Tauglichkeitszeugnis. Das Strassenbauen in der Legion hat doch etwas genützt.

Auf das Zeugnis des Arztes hin wird der Ingenieur viel freundlicher. Ich könne Nachtschicht arbeiten, schlägt er mir vor. Diese sei weniger beschwerlich als die Tagschicht. In der Nacht würden keine Kohlen gefördert, nur die Gänge weiter ausgebaut. Der Lohn sei nicht ganz so hoch wie am Tag, aber... und ausserdem könne ich schon am heutigen Abend einfahren. Ob ich ein Zimmer habe? Nicht? Gerade gegenüber des Ausgangs der Grube sei eine Arbeiterpension. Das Haus könne man nicht verfehlen, ein kleiner Laden sei darin. Frau Vandevelde sorge gut für ihre Pensionäre, und der Preis sei nicht allzu hoch, zwanzig Franken (damals etwa 6.50 Schweizer Franken). Und ich bekäme ja siebenundzwanzig Francs (etwa 9 Schweizer Franken) Tag... das heisst Nachtlohn. Er lächelt, und in seinem dicken Gesicht entstehen Grübchen um den Mund.

Frau Vandevelde ist nicht mit dem Ehetheoretiker verwandt. Dies sei vorausgeschickt. Aber sie hat es trotzdem verstanden, das Zusammenleben mit ihrem Manne harmonisch zu gestalten. Sie führt das Regiment, denn sie ist gross, breit und aufgequollen, während ihr Mann klein und schmal ist, einen Rasierpinsel aus Dachshaaren am Kinn trägt und eine schwere Nase, deren Gewicht seinen Kopf nach vorn zu ziehen scheint. Frau Vandevelde führt die Verhandlungen, und ihre Schamlosigkeit ist herzergreifend. Sie verlangt zwanzig Francs für Zimmer und Pension... Das stimmt. Ihr Mann, der während der Verhandlungen daneben sitzt und an einem Gläschen Korn saugt, nickt bestätigend. Aber... das Zimmer, in dem ich schlafen soll, enthält drei Betten und ist von sechs Leuten bewohnt. Die Leintücher sind grau, denn Kohlenstaub ist penetrant. Da ich Nachtschicht mache, darf ich allein in einem Bette schlafen. Nur in der freien Sonntagnacht muss ich meine Schlafgelegenheit mit einem Kameraden teilen. « Eine Nacht », sagt Madame vorwurfsvoll und blickt auf das kleine Paket in meiner Hand, das all meine Habe enthält. Aber diese Andeutung durch Blicke genügt ihr nicht. Sie insistiert, hält eine lange Rede, spricht davon, dass sie mich eigentlich gar nicht aufnehmen wolle, aber, wenn mich doch der Ingenieur empfohlen habe... Und ich könne doch nicht im voraus bezahlen... Das kann ich allerdings nicht und fühle mich beschämt. Um aber die Situation doch noch zu retten, flechte ich ein, dass ich Klavierspielen könne. Denn unten, in einem Zimmer, höre ich jemanden mühselig eine Tonleiter klimpern. Ja, erklärt mir Madame, das sei etwas anderes (sie gibt sich gar keine Mühe, ihre Skepsis zu verbergen), ihre Tochter spiele sehr gut Klavier. Sie nehme schon ein Jahr lang Stunden, ich solle doch einmal hinuntergehen und das Instrument ausprobieren.

Wie überall in Belgien (vielleicht auch

in der ganzen Welt) enthält der Salon rote Plüschmöbel und ein grünes Sofa. Der Reisende, der in Photographievergrösserungen macht, muss hier eine fette Provision eingesteckt haben. Die Leute, deren Konterfeis an den Wänden hängen, sehen aus wie Phantombilder aus einer spiritistischen Séance. Am Klavier sitzt ein bleiches kleines Mädchen, mit einer schmierigen Schleife im Haar : das Jungfräulein Vandevelde; es wird von seiner Mutter aufgefordert, etwas vorzuspielen. Yvonne zieht eine Schnute, betrachtet mich geringschätzig, haut « das Gebet einer Jungfrau » vor sich auf den Notenständer, hält mit der Fußspitze das Pedal fest und beginnt. Madame vertraut mir flüsternd an : « Das ist das Lied, das die Sterbenden auf der untergehenden „Lusitania“ gesungen haben. » Ich wage scheu zu widersprechen : « War es nicht : „Näher, mein Gott, zu Dir“ ? » Madame sieht mich beleidigt an und verschwindet, weil die Ladenglocke läutet.

Draussen ist der Tag grau, ein Schwungrad surrt laut, bisweilen klagt eine Sirene, Züge pfeifen verträumt in einer ungewissen Ferne.

Das Jungfräulein ist schon dreizehn Jahre alt, aber es sieht aus wie elf. Yvonne will meinen Vornamen wissen und nennt mich nachher « Frédéric ». Ich solle etwas spielen; ob ich ohne Noten spielen könne ? Sie ist ein wenig frech, aber sehr zutraulich. Also setze ich mich vors Klavier und klappere mit Wucht « Sous les ponts de Paris » herunter. Frau Vandevelde bleibt erschüttert an der Tür stehen; ich sehe sie gut, wenn ich beiseite schiele, und hinter ihr saugt ihr Mann an einer Holzpfeife, die er gegen das Schnapsgläschen eingetauscht hat. Nach dieser Probe meines Talents bin ich definitiv in die Familie Vandevelde aufgenommen. Madame benützt die günstige Gelegenheit, um mir noch Waren anzuhängen : eine schwarze Arbeitshose, zwei schwarze Flanellhemden, ein Paar Espadrilles, Zigaretten. (« Wir sehen es gern, wenn die Pensionäre bei uns kaufen ! ») Sie verspricht, alles aufzuschreiben. Und wenn ich einmal ausgehen wolle, ins Kino zum Beispiel (« denn Bier, Wein, Schnaps haben wir im Hause »), so solle ich es nur sagen, sie würde mir gern mit fünf Franken aushelfen.

In den französisch sprechenden Ländern ist die Bezeichnung « marchand de soupe » eine Beleidigung. Der Suppenverkäufer, der Inhaber von Arbeiterpensionen, erweckt in seinen Gästen einen ärgern Hass als der vielgeschmähte Kapitalist. Dieser, der Ausbeuter, der Blutsauger, ist mehr eine mythische Gestalt, eine Abstraktion, gegen die sich in Leitartikeln kämpfen lässt oder mit Streiks. Ihm ist man im Grunde nur in Krisenzeiten ausgeliefert, wenn die Arbeit fehlt, sonst kann man ihn wechseln und irgendwo anders Arbeit suchen. Auch greift in den Konflikt zwischen « Arbeitnehmer » und « Arbeitgeber » der Staat oft genug als Schlichtungsorgan ein. Aber der Suppenverkäufer ist immer da, auch wenn man die Stelle wechselt, und manchmal kann man nicht wechseln, weil er einen nicht fortlässt. Er steckt das schwerverdiente Geld ein und leistet sich dafür das, was er unter Luxus versteht, lässt seine Kinder Bildung erwerben, auch wenn diese noch so dumm sind, und kann sie schliesslich in gutbezahlte Staatsstellen unterbringen.

Die Rechnung ist so einfach : Um

vorzeitigen Kündigungen vorzubeugen, behält das Unternehmen, in welchem man arbeitet, einen vollen Wochenlohn zurück. Nach vierzehn Tagen wird der Arbeitslohn für sechs Tage ausbezahlt, doch lautet die Pensionsrechnung schon über zwei Wochen; eine Bilanz zum Klappen zu bringen, in der frs. 156 (etwa 50 Schweizer Franken) etwa frs. 280 (90 Schweizer Franken) Passiven gegenüberstehen, ist nur einem grossen Unternehmen möglich (nicht immer), wenn es diesen einfachen Zahlen sechs Nullen anhängt und dann eine Anleihe « tätigt ». Ein Arbeiter kann keine Anleihe tätigen. Die Banken interessieren sich nicht für so mindere Sanierungen. Der Arbeiter muss abbezahlen, ohne sich an dem schönen Worte « Amortisation » berauschen zu dürfen. Er hängt in dem schmutzigen Netze des « marchand de soupe » und wird nach allen Regeln der Kunst ausgesogen, wobei ich die Spinnen mit diesem Vergleich nicht beleidigen will, denn sie saugen die artfremden Fliegen aus, der « marchand de soupe » aber tut dies seinem Bruder.

Um neun Uhr abends sollte ich einfahren. Um halb acht Uhr wurde zu Nacht gegessen, an diesem Abend und an den folgenden. Tag um Tag gab es Ragout und « canadas » (so nennt der Wallone die Kartoffeln). Ich lernte meine Mitfliegen kennen : Einen sanften kleinen Holländer, mit blondem Schnurrbärtchen, der in Haarlem Kaufmann gewesen war und dort eine Frau mit zwei Kindern zurückgelassen hatte, nach einem unangenehmen Bankrott; einen grossen Italiener, den seine Landsleute nach der damals herrschenden Mode mit Rhizinusöl behandelt hatten, weil ihnen sein Gesang nicht behagt hatte; zwei wallonische Junggesellen, alt und zahnlos, die sich auf eine baldige Ruhe im Altersheim der Stadt Charleroy freuten; und einen jungen Polen schliesslich, mit flaumigem Kindergesicht, der aussah wie ein unidealisiertes Bild des jungen Hölderlin. Dieser Pole Wladimir hat es verstanden, Frau Vandevelde auf eine dermassen raffinierte Art zu betrügen, dass Madames Konversation auf Jahre hinaus mit Klagen versorgt blieb. Der Pole Wladimir ist nämlich ganz einfach verrückt geworden.

Man verlange von mir nicht die genaue Beschreibung einer Kohlengrube. Filme und Bücher haben diese Errungenschaft menschlicher Zivilisation genügend popularisiert. Eine gewisse romantische Tragik ist dem Bergmannberuf nicht abzusprechen; er teilt diese mit allen jenen Berufen, deren Ausübung eine täglich drohende Gefahr durch schier unabwendbare Naturgewalten mit sich bringt. Für Leute, die von Jugend auf in die Grube gefahren sind und die schwere Arbeit einige hundert Meter unter der Erdoberfläche gewohnt sind, ist dieser Beruf nicht schwieriger als ein anderer. Die täglich drohende Gefahr wird einfach negiert, verdrängt, ignoriert. Und der menschliche Körper ist so beschaffen, dass er sich auch an schwere Arbeit in schlechter Luft zu gewöhnen vermag. Seit der Achtstundentag eingeführt ist, fühlen sich die ältern Arbeiter zufrieden und denken mit Schrecken an die Zeit zurück, wo sie zwölf und auch vierzehn Stunden arbeiten mussten. In Belgien besonders, wo Senatoren oft genug als Streikführer amten (man stelle sich einen Glarner Ständerat als Streikführer vor !),

wo die Königin persönlich, wie im Märchen, verunglückten Bergleuten tausend Franken auf das Spitalbett legt, ist der gelernte Grubenarbeiter nicht schlecht gestellt. Der importierte Handlanger aber ist schlecht daran, der Pole, der Italiener, der Tschechoslowak. (Ich spreche vom Jahre 1924; damals war die sogenannte Krise noch im Säuglingsalter.)

Der Klassenkampf ist eine sonderbare Sache : in seinem Credo heisst es, der ärgste Feind des Arbeiters, der Ausnutzer unerquicklicher Zustände sei der Kapitalismus. Ich bin kein Sozialökonom und kein Marxist. Sollte es wirklich einmal zu einem Klassenkampf kommen, der in etwas anderm bestehen würde als in Stimmenzählen und in Pamphleten, die in miserablem Stile vorgetragen werden, so würde ich, mit einer gewissen jesuitischen « reservatio mentalis », dennoch auf Seiten des Proletariats mithelfen (mit wenig Chance, sicherlich, denn ich würde wohl schon am ersten Tag als verdächtiger « Intellektueller » beseitigt werden). Doch muss ich gestehen, dass mir, wenn ich als Arbeiter mein Brot verdienen muss, sei es als Handlanger in einem Bergwerk oder in einer Gärtnerei, ganz reaktionäre Gedanken in den Sinn kommen. Ein Trost ist es, dass es nicht nur mir so geht. Man verwechselt ganz allgemein ein gewisses Klassengefühl, das sich nur allzu leicht auf eine nicht immer ganz saubere Parteipolitik zu beschränken trachtet, (mit der ganzen Intoleranz, die einer jeden derartigen Politik anhaftet), und der tatsächlichen Misere, die einem kleinen Teil der Arbeiterschaft anhaftet, den Unorganisierten und den Ungelernten. Für diese Leute, die nicht zur « guten proletarischen Gesellschaft » (falls dieser Ausdruck erlaubt ist) gehören, gilt der Satz, den ein Mann geprägt hat, Traven mit Namen, der auch etwas von dieser Sache verstanden hat : « Dein ärgster Feind, Prolet, ist dein Mitprolet ! »

Der gelernte Arbeiter, dem ich 720 Meter unter der Erdoberfläche als Hilfskraft zugeteilt worden bin, lässt mich diese Wahrheit nur allzu kräftig empfinden. Schon oben, beim Einfahren, habe ich es erleben dürfen. Die « Porious » (die Obersteiger) und die gelernten Arbeiter nehmen im siebenstöckigen Aufzug die untersten Plätze ein, nie mehr als drei in einer Etage. Die untersten Plätze sind die besten; denn dort tropft es nicht von den ewig feuchten Wänden des Einfuhrschachtes. Auch zieht es dort nicht (jener unangenehme bald überhitzte, bald eisig kalte Zug, der von den Ventilatoren, die Luft in die unterirdischen Gänge pressen, erzeugt wird). Und unten wird diese Disziplin weiter ausgebaut. Vor der Einfahrt habe ich eine Öllampe in die Hand gedrückt bekommen, der Mann aber, der jetzt neben mir geht und mir den Weg weist, hat eine elektrische Lampe. Erst später merke ich die Schikane, die in dieser scheinbar kleinlichen Unterscheidung liegt. Die Öllampe geht nämlich aus, wenn man mit ihr nicht wie mit einem rohen Ei umgeht. Vorsichtiger als ein solches ist sie eigentlich zu behandeln. Denn bei der geringsten Neigung auf die eine oder die andere Seite (hoffnungslos ist es, wenn man sie umfallen lässt !) geht sie aus. Und dann sollte man den ganzen Weg bis zum Fusse des Einfuhrschachtes zurücklaufen. Denn in den Gängen selbst dürfen keine Zündhölzer gebraucht werden.

Zwanzig Minuten haben wir gebraucht, um an unsern Arbeitsplatz zu gelangen. Kohlen werden in der Nacht keine gebrochen. Aber vor uns liegt ein grosser Haufen abgesprengtes Gestein, das in die « faille » (in das geleerte Kohlenflöss) geschaufelt werden muss, damit sie nicht vom Berg eingedrückt wird und Katastrophen hervorruft. Das geleerte Flöss ist nicht höher als 60 cm. Darin muss man liegen und mit einer kurzstieligen Schaufel das Geröll nach unten schaufeln, das der Arbeiter, aufrecht stehend im ausgebauten Gang, einem zuwirft. Er kann gut und schnell arbeiten, denn er hat Platz, ich aber liege auf dem Rücken und habe Mühe, mich zu bewegen. Wenn ich nicht nachkomme und der Haufen, der vor meinem Kopfe liegt, ungebührlich anwächst, höre ich ein Geschrei und Flüche, wie ich sie nie in der Legion gehört habe. In der Legion war ich Soldat, und als solcher hatte ich gewisse Rechte, ich durfte mich beklagen, wenn ein Vorgesetzter ungebührlich grob war. Aber hier bin ich ein Sklave, nicht mehr und nicht weniger; fast schlechter daran als ein Sklave, denn ein Sklave wird von seinem Herrn genährt und braucht sich nicht mit komplizierten finanziellen Problemen abzugeben.

Morgens um fünf Uhr fährt die Schicht aus. Die Lämpchen tanzen wie Irrlichter über den dämmrigen Hof. In einem grossen weiss gestrichenen Saale gibt es warme Duschen, die von der Garderobe durch eine Wand getrennt sind. Wenn man die schmutzigen Kleider ablegt und das warme Wasser über den Körper rieseln spürt, wird man wieder guter Laune, das ganze scheint ein schlechter Traum gewesen zu sein. Und der zweite Teil der Nacht ist doch ziemlich gnädig vorbeigegangen. Um Mitternacht habe ich die Zwischenverpflegung gegessen, die mir die vorsorgliche Frau Vandevelde mitgegeben hat : ein Stück weiche Milchschokolade, dünn wie ein Plättchen Tischlerleim (und sie schmeckt auch wie Leim), ein Stück Brot und eine Flasche schwarzen Kaffee. Dann haben wir gesprengt, das hat eine neue glückliche Pause gegeben. Und dann habe ich dem « Poriou » herzhaft « Merde » gesagt, weil er irgend etwas an mir auszusetzen hatte. Das hat mir auch beim Arbeiter ein wenig Respekt verschafft; er hat mich nicht mehr so gehetzt wie zu Beginn. Aber auf dem Rückweg durch die Stollen habe ich ihn klatschen hören, er hat sich beim « Poriou » über mich beklagt. Beide haben bedenklich den Kopf über meine Frechheit geschüttelt.

Die Duschen sehen aus wie kleine metallene Galgen, das Wasser strömt so freundlich. Aber draussen, im rieselnden Herbstmorgen, ist es kalt. Die feinen Regentropfen lassen schwarze Flecken auf der Haut zurück. Auf dem nahen Städtchen liegt ein heller Schein. In dem Laden der Madame Vandevelde ist es noch dunkel, nur hinten, dort, wo die Küche liegt, brennt ein schwaches Licht. Ich weiss, dass dort der unscheinbare Herr Vandevelde die Tropfen aus seinem Dachshaarpinsel wischt, die von seinem Morgenschnaps herrühren. Wie ich eintrete sieht er mich lang und mitleidig an, mit seinen verquollenen Augen, in denen noch Tränen sind von dem Rauch, der aus dem Küchenofen aufsteigt. Er will wissen, ob es schwer war. Ich nicke; denn ich bin viel zu müde, um zu reden. Da schenkt mir Herr Vandevelde ein Glas

Schnaps ein, macht eine einladende Bewegung, eine zweite, die nach dem obern Stockwerk weist und mir Schweigen anempfiehlt. Denn oben knarren die Dielen; ein Gähnen dröhnt herab; Frau Vandevelde hat ein schwieriges Erwachen. Auch die Tagschicht erhebt sich. Das Jungfräulein Vandevelde quäkt erbost, wie eine junge Ente : sie geht nicht gern zur Schule.

Im Bette, das noch lau ist von meinem Vorschläfer, dreht sich um mich das Zimmer in einem angenehmen Reigen. In meinem Magen brennt der Morgenschnaps. Dann gibt mir die Müdigkeit den Gnadenstoss, und ich sinke in einen schweren Traum, in dem eine heulende Sirene mich mit der Stimme des Poriou anschreit, weil ich allein mit ihm verschüttet bin und ihm nun den Weg durch das Geröll bahnen soll.

Am Sonntag kommt man zum Reden. Hat man die Woche hindurch Zeit dazu ? Man sieht sich am Nachtessen, das immer und immer wieder aus Salzkartoffeln und Ragout besteht, aber man ist zu müde zum Sprechen. Unten, in den langen Gängen, wo man durch Türen muss, die der Luftdruck fester schliesst als die Tür eines Stahlschrankes, und die man nur öffnen kann, wenn man ein Loch in ihnen aufmacht, durch das dann die Luft pfeilt ? Nein ! Am Sonntag aber, wenn Madame guter Laune ist, drückt sie uns einen Zehnfrankenschein in die Hand und rät uns, uns zu amüsieren. Die grellen Plakate der Kinos locken. Sie locken von morgens halb zehn Uhr bis spät in die Nacht, während rund um die Stadt die schwarzen Geröllhalden aufwachsen, wie unfruchtbare Hügel : all das Gestein, das die Minen ausgespien haben, weil sie keinen Platz dafür haben.

Die Kinos sind klein und dumpf; es riecht darin nach nassem Hund, denn in der schwarzen Stadt regnet es fast immer. Was sind Kinostücke schliesslich anderes als Träume, die den Vorteil haben, dass man sie wachend träumen kann und dass eine Maschinerie uns der Mühe enthebt, selbständig den Traummechanismus in Bewegung zu setzen ? Und jeder, der von der Dunkelheit der Tiefe geblendet ist, kann sich hier die Augen mit flimmernden Bildern waschen und seine Wünsche verwirklicht sehen. Denn nicht jeder ist fähig, seine Träume in der eigenen dumpfen Seele zu verwirklichen.

Nachher, mit leerem Gehirn, sitzt man vor einem Glase Gueuze, jenem bittern belgischen Bier, das im Geruch an Pferdeurin erinnert, das erstemal, wenn man es trinkt. Man sitzt zusammen mit den andern fremden Sklaven, den Italienern, Tschechen, Polen. Zu reden braucht man nicht viel. Man ist in keiner Organisation, den Lohnkampf fechten immer die gelernten Arbeiter aus, und die sorgen dafür, dass die Handlanger vergessen werden. Sie, die Arbeiter, sind anständig angezogen, wir laufen immer ein wenig wie die Vagabunden herum. Wo sollen wir Geld hernehmen, um uns neue Kleider zu kaufen ?

Und dann beginnt die Woche von neuem. Das Schaufeln, auf dem Rücken liegend, das Herbeischleppen zentnerschwerer Bohlen durch die niedern Gänge, wobei man immer mit der Lampe balancieren muss, der Kohlenstaub, der sich in den Lungen festsetzt (denen, die von Jugend auf da unten arbeiten, tut er

nichts mehr, aber uns Fremde quält er). Und die graue Eintönigkeit der Tage, aus der kein anderer Weg führt als der Rücktransport in die Heimat, wenn man verbraucht ist.

Ich habe es drei Monate ausgehalten. Dann habe ich einen Fieberanfall bekommen und musste ein paar Tage ins Bett. Der Ingenieur, der mich gern mochte, hat mir dann eine kleine Stelle gegeben, über der Erde. Da musste ich das Futter für die Pferde zurechtmachen, die unten in der Grube lebten. Trotzdem ich weniger verdiente, wurde ich von den andern beneidet. Am Tage sei da unten die Hölle los. Die Hauer arbeiteten im Akkord, hiess es, und da sie nach der Anzahl der geförderten Hunde bezahlt wurden, mussten die Handlanger im Hetztempo schuften, um nachzukommen. Dann, nach zwei Monaten, bekam ich einen stärkern Malariaanfall und musste ins Spital. Ich bin dann dort als Krankenpfleger geblieben und hatte es gut. Einmal gab es eine Staubexplosion in der Grube, in der ich gearbeitet hatte. Zwanzig verbrannte Körper, an denen kein heiles Fleckchen Haut mehr war, wurden eingeliefert. Drei davon sind gestorben. Die übrigen hat die Königin besucht und jedem frs. 1000 (zirka 330 Schweizer Franken) aufs Bett gelegt. Wie im Märchen...

Duhamel behauptet, es seien vier Säulen, die unsere Zivilisation trügen: Die Kohlengruben, die Giessereien, die Papierfabriken und die chemischen Industrien, vier symbolische Säulen, von in den Himmel wachsenden Ausmassen. Diesen Säulen einen Mangel an Schönheit vorzuwerfen, hiesse wohl mit einer vergangenen Ästhetik operieren wollen. Wenn man hört, in welchem phrasenhaften Protest ein Teil der Arbeiterpresse sich heutzutage ergeht, wie literarisch, in schlechtestem Sinne, ihr Volksbeglükkungsgeschrei ertönt, so ist man manchmal versucht, ihren Gegnern recht zu geben. Dass auch dies eine Unmöglichkeit ist, lernt man erst, wenn man wirklich mit Arbeitern geschuftet hat. Gewiss, die Arbeiter haben einen Vorteil vor uns, die wir aus dem sogenannten bürgerlichen Milieu stammen: Uns fehlt die Gewöhnung; die Ungerechtigkeit, die über ihnen waltet, scheint uns viel furchtbarer als ihnen selbst. Glauben Sie, es sei ein Zufall, dass die grossen revolutionären Führer, von Marx über Lassale bis Lenin (und vergessen Sie nicht die Millionäre Vandevelde und Cachin, die beide ihre Villen besitzen!), nie Blasen an den Händen gehabt haben aber desto mehr im Gehirn?

Für « reine Ideen » wird sich immer nur eine gewisse Schicht begeistern können. Aber für eine simple konkrete Verbesserung des « Lebensstandards », für vier Stunden Arbeit, besseres Essen, Ferien, Reisen, einen Garten, besonders, wenn diese so simplen Ideen von einem begeisterten Menschen vorgetragen werden, wird sich eine Majorität leicht hinreissen lassen. Ob damit das goldene Zeitalter mit eitel Glück und Wohlbefinden auf der Erde einkehren wird, ist eine andere Frage. Die Menschen müssen eben immer die Vorstellung haben, das Glück sei zum Greifen nah, und nur die Bosheit der a n d e r n verhindere seine endgültige Verwirklichung. Dies, obwohl in den frühern Jahrhunderten, die wir gern als die goldenen preisen, die Weisen immer wieder behauptet haben: das Schicksal sei eifersüchtig auf das Glück der Menschen und lasse keine Zufriedenheit zu.